9 Gedanken zur Region Berlin-Brandenburg in punkto Ehrenamt

Paula Fürstenberg

1 Potsdams Ausbürgerung

Bei einer Veranstaltung sagte mal jemand zu mir: »Ach so, du kommst aus Potsdam, das zählt ja gar nicht richtig als Osten.« Auf meine Nachfrage, wie das gemeint sei, war die Rede von einer schnuckeligen Innenstadt und prominenten Westdeutschen in Villen am See. Im Grunde gehöre Potsdam ja eher zu Berlin, das ja auch nicht richtig als Osten zähle.
Ich verstehe schon, was gemeint war. Trotzdem gehört Potsdam zum Osten und nicht zu Berlin, und Ostberlin gehört übrigens auch zum Osten. Als ich 1987 in Potsdam geboren wurde, war weder die Innenstadt schnuckelig noch lebten hier Westdeutsche. Ich bin genauso zwischen Brachen und Baukränen aufgewachsen wie alle anderen Nachwendekinder. Bis heute leben übrigens die allermeisten Potsdamer:innen in keiner Villa am See. Was aus der Stadt inzwischen geworden ist, nämlich ein Touri-Magnet mit der prozentual höchsten Mietsteigerung der ganzen Bundesrepublik, das passt derart nicht ins Bild von Ostdeutschland, dass Potsdam kurzerhand, wie nenne ich das jetzt, ausgebürgert wird. Sobald es eine Stadt nach Weststandards zu was gebracht hat, liegt sie gar nicht mehr wirklich im Osten. Dann wird eher einer Stadt ihre geografische Lage abgesprochen, anstatt das festgefahrene Bild anzupassen und anzuerkennen, dass es einen anderen Osten gibt.

2 Gehen oder bleiben?

BETTINA WEGNER
Es sind zuviele von uns weggegangen
Ach, hätte niemals niemand damit angefangen
Trauer und Wut, das hat euch weggetrieben
Mensch wär das schön, ihr wäret alle hiergeblieben […]
Schweigend und klein verbucht man die Verluste
Ich weiß nur sicher, dass ich bleiben musste
Dass unsre Ohnmacht nicht noch größer wird

Das Lied *Für meine weggegangenen Freunde* schrieb Bettina Wegner 1978 als Reaktion darauf, dass viele Intellektuelle nach der Biermann-Ausbürgerung die DDR verlassen hatten. Gehen oder bleiben? blieb auch nach dem Mauerfall eine umstrittene Frage. Und was mich an Bettina Wegners Lied komplett fertig macht, ist, dass es auch heute, fast 50 Jahre, nachdem es geschrieben wurde, keine Zeile an Aktualität eingebüßt hat. Gehen oder bleiben?, diese im Osten immer politisch gewesene Frage stellen wir Nachwendekinder uns schon in vierter Generation. Auch ich, hier geboren und aufgewachsen, stelle sie mir immer wieder. Als Nachwendekind stelle ich sie unter leichteren Bedingungen als vorherige

© Paula Fürstenberg

Generationen, ich kann gehen und zurückkommen und wieder gehen. Und doch ist da eine Kontinuität.

In meinem aktuellen Buch bezeichne ich mich selbst als „eine weggegangene, aber in der Nähe gebliebene Freundin." Aber stimmt das überhaupt? Bin ich weggegangen?
Nachdem ich in Potsdam Abitur gemacht hatte, bin ich nach Frankreich und zum Studieren in die Schweiz gegangen. Nach fünf Jahren im Ausland bin ich nach Berlin gezogen, wo ich seither meinen sogenannten Lebensmittelpunkt habe. Im Mittelpunkt meines Lebens befinden sich allerdings weit mehr Orte: Das Haus in Potsdam, in dem meine Familie bis heute lebt. Außerdem meine Datsche, ein Bungalow in einem Dorf hinter Potsdam, den meine Oma in den 70ern gebaut hat und um den ich mich kümmere, seit sie es selbst nicht mehr kann; ich habe dort Großteile meiner Bücher geschrieben. Und das Kunsthaus Strodehne, ein Ort für die Kunstproduktion im Havelland, den die Potsdamer Kulturszene seit 1988 aufgebaut hat, in dessen Zusammenhängen ich aufgewachsen und in dessen Vorstand ich heute selbst aktiv bin, mindestens zwei Mal pro Jahr fahre ich mit Kolleg:innen zum Schreiben dorthin.

Die Region Berlin-Brandenburg ist für mich also das, was man Heimat nennt. Weil ich mich mit dem Wort Heimat nach Jahrzehnten der konservativen und völkischen Deutung schwer tue, spreche ich lieber von Herkunft oder Zuhause.
Ich bin also, und hier zeigt sich das Problem schon sprachlich, denn es gibt zwar einen geläufigen Namen für die Region Berlin-Brandenburg, aber nicht für ihre Einwohner:innen, ich bin also
Berlin-Brandenburgerin?
Berlinerin-Brandenburgerin?
Und wieso heißt es eigentlich nicht Region Brandenburg-Berlin?
Zweisilbig drängelt sich die Hauptstadt nach vorne.
Vielleicht muss das Wort erst noch erfunden werden, wie wäre es mit diesem Kofferwort: Ich bin Branlinerin?

3 Ländergrenze
Den größten Teil der Zeit ist es nicht besonders schwierig, in zwei Bundesländern zuhause zu sein. Mein Kontostand und mein Klimagewissen verhandeln Mobilitätsfragen, und dann nehme ich den Regio, meine Vespa oder einen Mietwagen und reise zügig hin und her.
Schwierig wird es an zwei Stellen:
Erstens, wenn mein sogenannter Erstwohnsitz darüber entscheidet, dass ich der Fördermittelvergabe zufolge keine Brandenburger Autorin bin. Wenn Einsendefrist fürs Literatur-Stipendium des MWFK ist, passt die Ländergrenze nicht zu meinem Lebensentwurf.
Und zweitens, wenn in Brandenburg alle fünf Jahre ein neuer Landtag gewählt wird. Dann finde ich es ungerecht, dass ich nicht wählen darf, Deutsche im Ausland dürfen schließlich

auch wählen – wieso darf ich nicht in Brandenburg, bloß weil ich nach Berlin gezogen bin? Auch am Wahlabend passt die Ländergrenze nicht zu meinem Lebensentwurf.

4 Nachbarschaft

In meiner Berliner Mietwohnung kenne ich keine Nachbar:innen beim Vornamen. Wenn mir das Salz ausgeht, klopfe ich auf gut Glück an einer Tür. In meiner Datsche kenne ich alle Nachbar:innen beim Vor- und Nachnamen. Wenn mir das Salz ausgeht, klopfe ich an der Tür, an der ich mich am liebsten in einen Plausch verwickeln lasse. Es ist allerdings auch wahr, dass ich meine Berliner Mietwohnung dafür liebe, dass ich mir keine Kommentare von den Nachbar:innen dazu anhören muss, wann ich den Müll rausstelle oder meinen Balkon harke. In der Großstadt ist mir Nachbarschaft oft zu anonym, auf dem Land empfinde ich schnell eine Enge wegen zu wenig Privatsphäre. Mir scheint, es gibt nichts dazwischen, ich kann nur immer wieder die Flucht ergreifen, sobald es mir reicht.

5 Dilemma

Die Datschensiedlung wird ehrenamtlich über eine Vereinsstruktur verwaltet. In diesem und zwei weiteren Vereinen habe ich mich zuerst darüber beschwert, dass im Vorstand seit Generationen immer nur Männer sitzen und alles entscheiden. Als ich dann mit einigen Kolleginnen im Vorstand saß, habe ich mich darüber beschwert, dass schon wieder die Frauen die ganze unbezahlte Arbeit machen. Im Ehrenamt ist mein Feminismus in ein Dilemma geraten, das ich bis heute nicht aufgelöst bekommen habe.

6 Usability

Viele Vereine haben ein Nachwuchsproblem, der Generationenwechsel gelingt nur selten. Die Generationenkonflikte entzünden sich entlang von Sprache, Arbeitsethos und Zeitmanagement, aber auch entlang der Usability von Zoom und Dropbox. Wieso sollte ehrenamtlich mal eben hinzubekommen sein, was schon innerfamiliär und im Berufsleben oft scheitert? Es bräuchte Expert:innen für intergenerationelles Arbeiten.

7 sich das leisten können

Wer kann sich ein Ehrenamt leisten?, hat Annett neulich beim Telefonieren gefragt.
Drei Mutmaßungen:
1. Ich kann nur ehrenamten, weil ich keine Kinder habe. Wer voll lohn- und care-arbeitet, kann sich ein Ehrenamt kaum leisten.
2. Ich kann nur ehrenamten, wenn mir ein Stipendium die nötige finanzielle Luft dafür verschafft. Kunst machen heißt, seinen Beruf in wechselhaft großen Anteilen ehrenamtlich zu betreiben.
3. Ich kann nur ehrenamten, wenn ich grundversorgt bin: Gesundheit, Wohnen, Einkommen. Zu viele in diesem Land sind nicht grundversorgt.

4. Ich würde das Ehrenamt gerne der Liste der Grundversorgungen hinzufügen: Das Recht auf Gesundheitsversorgung, das Recht auf Wohnraum, das Recht auf Existenzsicherung – und das Recht, sein Umfeld mitzugestalten.

8 Resilienz

Der Kunsthaus Strodehne e.V. hatte in den 90ern einige ABM-Stellen, hat etliche Kunstprojekte durch Projektförderung und auch einzelne Baumaßnahmen durch Förderung finanziert bekommen. Was es in fast 40 Jahren Vereinsgeschichte nie gegeben hat, ist eine dauerhafte institutionelle Förderung, die das Alltagsgeschäft des Vereins sichern würde – Vermietung, Reinigung, Reparaturen, Hausmeistertätigkeiten und Buchhaltung bewerkstelligt der Verein in Eigenleistung mit viel Ehrenamt.

Lange war mir das als Makel erschienen, ich betrachtete diesen Umstand als etwas, das die Gründungsgeneration nicht hinbekommen hatte, nämlich dauerhaft stabile Strukturen aufzubauen. Aber dann zog eine rechtsextreme Partei in alle Parlamente ein, und damit zog die Angst in den Kulturbetrieb ein, dass bald die Rechtsextremen darüber entscheiden würden, welche Kunst Raum bekommt und welche nicht, und mit der Angst zog mancherorts ein vorauseilender Gehorsam in die Kulturinstitutionen ein, und nach der Angst kam direkt die Ernüchterung, denn das große Kürzen begann ganz ohne Regierungsbeteiligung der Rechtsextremen. Überall im Kulturbetrieb blicke ich seither in existenzsorgenvolle Gesichter – nur nicht im Kunsthaus Strodehne Verein.

Resilient werden vielleicht nicht unbedingt die am besten geförderten Strukturen sein. Resilient werden vielleicht gerade die Strukturen sein, die sich vom politischen Wind unabhängig gemacht haben.

9 Spaß

Ich hatte mal ein Ehrenamt, das mir in erster Linie Spaß gemacht hat, und zwar habe ich in einer Nachbarschaftsinitiative von und mit Geflüchteten erst Lindy Hop tanzen gelernt und später den Anfängerkurs selbst unterrichtet. Es hat so viel Spaß gemacht, dass ich die Ehrenamtlichkeit bezweifelt und es lange nicht als Ehrenamt bezeichnet habe. Für alle, denen es auch schon so ging, möchte ich das nochmal laut sagen:

Natürlich ist es auch dann Engagement, wenn es Spaß macht.

Natürlich ist es auch dann Engagement, wenn man dabei selbst etwas lernt.

Natürlich ist es auch dann Engagement, wenn man dabei Zeit mit Freund:innen verbringt.

Ich vermute, wir halten dann am längsten durch, wenn es Spaß macht, wir selbst etwas dabei lernen und Zeit mit Freund:innen verbringen können.

Ich vermute, als resilient werden sich jene Strukturen des Engagements erweisen, die Lernen, Spaß und Freundschaft ermöglichen.